



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Vom Romanmarkt und Novellenbörse. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Vom Romanmarkt und der Novellenbörse

2



ehen wir heute einen Schritt weiter im Marktgewühl, zum Stand der historischen Romane, die vor Zeiten die Hauptanziehungskraft übten und zur Zeit noch bei dem Teile des Publikums beliebt sind, der von der herrschenden Laune der Kritik unabhängig bleibt, ja selbst wirklichen kritischen Erkenntnissen nur langsam zugänglich ist, so treffen wir auf die denkbar bunteste Mannichfaltigkeit der Leistungen. Ihr gemeinsames Kennzeichen bleibt aber doch, daß keine zu wirklich künstlerischem Wert gesteigert wird. Ein weit verbreiteter Irrtum nimmt an, daß diese Steigerung im historischen Roman gewissermaßen leichter sei als in dem Weltbild aus der Gegenwart, und übersieht, daß wohl in der Weise der französischen Dramatiker, die um der „Würde“ willen ihre Stoffe in der Vergangenheit der Antike oder in der Ferne des Orients suchten, die historische Erzählung in der Form, im Vortrag leichter den Schein des Gerundeten, in sich Geschlossenen erlangt, daß aber dafür die wahrhafte Belebung, die Umwandlung toten Materials in Leben und Gestalt gegenüber dem historischen Stoff unendlich viel schwieriger ist als gegenüber dem unmittelbar angeschauten. Freilich unter hundert Romanschriftstellern ist immer erst einer, der überhaupt die Forderung an sich stellt, einen Stoff der Vergangenheit von innen heraus und bis in jede Einzelheit zu beleben, die Mehrzahl giebt es wohlfeiler und stellt ihr Publikum mit kolorirten Bilderbogen oft genug nicht einmal Münchner, sondern Neuruppiner Fabrik zufrieden. Und auch von manchen, die Höheres wollen, läßt sich nicht eben behaupten, daß ihr Wollen zum Ziele geführt habe.

Wie entschieden das Publikum am historischen Roman festhält, der seinen besondern Bedürfnissen und Neigungen entspricht, das beweist die große Verbreitung, die eine so seltsame Erfindung wie der historische Roman Der deutsche Michael von dem verstorbenen A. G. Brachvogel (Berlin, 1895, Otto Sanke) gefunden hat und noch immer findet. Die dritte Auflage dieses Buches, die uns vorliegt, kann nur den alten Eindruck erneuern, daß in Brachvogel eine kräftige Phantasie und ein entschlossenes, frisches Erzählertalent

lebendig waren, die aber leider jeder künstlerischen Durchbildung und der Einheit einer selbständigen Weltanschauung entbehrten. Es ist in gewissem Sinne geradezu erstaunlich, welch eine Kette von Abenteuern und bunten Erlebnissen der Verfasser des „Deutschen Michael“ aus den bescheidenen, aber fesselnden Anfängen des Romans im Kloster Zinna und der benachbarten Stadt Züterbogk hervorgehen läßt. Das Leben eines Klosterschülers, des Michael Zelgentreu, wird mit allen wichtigen Ereignissen der deutschen Geschichte von dem Ablasshandel Tegels in Züterbogk und dem Erscheinen der Lutherschen Thesen bis zur Erhebung des Kurfürsten Moritz von Sachsen gegen Karl V. und sein Interim in Verbindung gesetzt, überall hat der „deutsche Michel“ mitgewirkt, am tapfersten im Streite gestanden und meist die Entscheidung gebracht. Es macht Brachvogel gar keine Schmerzen, auch die Geschichte selbst umzudichten, wo er das zur Erhöhung seines Helden für notwendig erachtet; seine Erzählung des deutschen Bauernkrieges und eine ganze Reihe ähnlicher Kapitel sind geradezu unglaubliche Leistungen in dieser Richtung. Brachvogel hat die Freiheit des Dichters, gewisse Vorgänge der Geschichte enger an einander zu rücken, sie mit Handlungen poetischer Erfindung zu verschmelzen, für sich dahin ausgedeutet, daß man historische Vorgänge geradezu erfinden dürfe. Er scheint den historischen Hintergrund seiner bunt wechselnden Abenteuer, der zum Teil sehr gut und anschaulich ausgeführt, immer lebendig und den Leser weiterzwingend ist, lediglich aus dem Gedächtnis gemalt zu haben, wobei ihm die wunderlichsten Verwechslungen begegnen. Aber der Roman beschwört trotz all seiner Mängel das Bild einer Zeit, der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, herauf, die zu den großen und stolzen Erinnerungen der Deutschen gehört und selbst in solcher al fresco und *la presto*-Malerei, wie sie der „Deutsche Michael“ aufweist, die Menschen fesselt. Wenigstens wüßten wir neben der Lebhaftigkeit der Erzählung, die doch der eigentlichen Durchbildung entbehrt, keinen andern Erklärungsgrund für die Verbreitung und Geltung des Romans. Ein Teil des Buches, die Darstellung der Schicksale der Kurfürstin Elisabeth von Brandenburg, die vor ihrem Gemahl Joachim II. nach Sachsen flüchtete, deckt sich mit Wilibald Alexis „Wärwolf“; den Vergleich mit diesem Meisterwerke hält die Erfindung Brachvogels natürlich nicht aus.

Als ein ernster, von wirklichem poetischen Talent zeugender Versuch, ein Stück deutsches Leben des fünfzehnten Jahrhunderts wahr und in gleichmäßig fesselnder Durchführung vor Augen zu stellen, muß der kleine Roman Waltraut nach der Chronik des Pfarrers zu Hinrichshagen erzählt von M. Rüdiger gelten (Cöthen, Schriftenniederlage des Evangelischen Vereinshauses, 1893), der in dritter Auflage vorliegt. Schon daß der Verfasser eine chronikalische Erzählung an die Stelle der historischen setzt, keine eigentlich historischen Ereignisse, sondern Kultur und Zustände des fünfzehnten Jahrhunderts,

wie sie in einem deutschen Waldthal, einer deutschen Burg und den ihr unterthänigen Dörfern ungefähr beschaffen gewesen sein mögen, zum Hintergrunde seiner Erfindung wählt, gereicht ihr zum Vorteil. Pater Andreas, der junge Pfarrer von Heinrichshagen, zeichnet von dem Tage seines Einzugs in sein armseelig verfallnes Pfarrhaus, dem 10. Mai 1405, bis zum 30. August 1427 die wichtigsten Begebenheiten auf, die ihm in seiner ländlichen Einsamkeit das Herz bewegen. Der junge Pater hat Schweres zu durchleben, aber er ist in leidvoller Jugend für das Schwerste vorbereitet worden: seine Mutter ist als Anhängerin Wiclefs auf dem Scheiterhaufen zu Rostock gestorben, ihr Sohn hat sie begleitet und vergeblich zur alten Kirche zurückzubringen gesucht, sie hat nur gebetet, daß ihr Sohn der Wahrheit zugethan werde, in der ihre Seele Freiheit und Seligkeit gefunden hat. Seitdem lebt neben der unstillbaren Trauer ein leiser Zweifel in Pater Andreas Seele, ob nicht die Mutter, für die er in endloser Sorge und Qual betet, am Ende doch auf dem rechten Wege gewesen sei. Und in seinem Dorfe muß er die Erfahrung machen, daß die Edelfrau Gerlind, die vielbulbende Gattin des verwilderten Raubjüngers Hinrich von Hagen, und ihre Umgebung ähnliche Anschauungen wie seine Mutter hegen, ja daß sein Vorgänger Pater Jakobus gleich gedacht haben muß. Das Motiv der eigentlichen Romanhandlung ist ein uraltes und in gewissem Sinne verbrauchtes: das Vertauschen zweier Kinder, die dann neben einander aufwachsen und schon in Kindestagen mit unlösbarer Liebe und unbewußter Leidenschaft an einander gebunden werden. Junker Raimund von Hagen, der als der Sohn des Schloßherrn und der an seiner Geburt gestorbenen Frau Gerlind gilt, ist in Wahrheit der Sohn des Bauern Caspar und seines schönen Weibes Gessa, Waldtraut die Tochter des Burgherrn und seines Weibes. Das alles kommt aber erst zu Tage, nachdem Ritter Hinrich Hagen, um die Liebe seines vermeinten Sohnes zu Waldtraut zu brechen, die eigne Tochter hat einkertern und foltern lassen und Raimund, um Waldtraut vor den Daumenschrauben zu retten, einen Schwur geleistet hat, der Geliebten zu entsagen. Nun nimmt Hinrich, der schwer krank ist, die Tochter bei sich auf, kann aber nicht auf den jungen Raimund, den er zwanzig Jahre lang für seinen Sohn gehalten hat, verzichten, und zwischen dem glücklichen Ausgang, der sich in der Verbindung Raimunds mit Waldtraut eröffnet, steht der Schwur des jungen Mannes. Da bleibt nichts als die Wallfahrt nach Rom, die glücklich ausfällt und päpstlichen Dispens bringt. Pater Andreas giebt die Liebenden zusammen und sieht noch vor dem Abend seiner Tage wirkliches Menschenglück, das in harten Kämpfen errungen worden ist. Alles das geht über ein mittleres Maß von Phantasie und gestaltender Kraft nirgends hinaus; was „Waldtraut“ zu einem bessern Buche erhebt, ist lediglich die feine, natürliche, aus der Fülle wirklichen Lebens schöpfende Einzelausführung, die lyrische Weichheit und Wärme der Aufzeichnungen, die sich glücklich

und gut zum Gottvertrauen und zur priesterlichen Milde des Paters schicken, in dem der Geist der Vorreformation lebendig ist, und der zuversichtlich schließt: „Es wird ein Neues*) kommen. Vielleicht sehe ich es nicht mehr; der Herr weiß die rechte Zeit und Stunde, ich aber will felsenfest vertrauen, es wird ein Neues kommen.“

Zeigt der kleine Roman „Waldbtraut“ eine evangelische Färbung, ohne herausfordernd tendenziös zu sein, so entstammt ein in seiner Weise mehr interessantes als erquickliches Buch: Die Wunderblume von Wogindon, historischer Roman aus dem letzten Jahre Maria Stuarts von Joseph Spillmann S. J. (zwei Bände, Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlags-handlung), der fanatischsten ultramontanen Weltanschauung und Geschichtsauffassung. Der Verfasser verleugnet nicht, daß die Glieder der Gesellschaft Jesu noch völlig, ja wie es scheint, entschlossener als je zuvor an dem Geiste der Gegenreformation festhalten. Die Welt hat keinen andern Zweck und kein andres Recht, als dem Papst unterworfen zu sein; wer sich jemals von der römischen Kirche gelöst hat, ist nicht bloß der ewigen Seligkeit verlustig, sondern auch auf Erden verrückt. Der Stoff des Romans ist die bekannte Verschwörung Babingtons gegen Königin Elisabeth von England, die das Geschick der unglücklichen Maria Stuart beschleunigte. Spillmann läßt einen englischen katholischen Arzt, der sich nach den Schreckenstagen des Jahres 1586 mit seinem jungen Weibe nach den spanischen Niederlanden geflüchtet und am Hofe der Erzherzogin Infantin Isabella Clara Eugenia Stellung und Lebensglück gefunden hat, die Geschichte des letzten Bundes für die Schottenkönigin im Sinne einer Auffassung erzählen, nach der es in dem England der Königin Beß nur einige blutig verfolgte und grausam zu Tode gemarterte, glaubenstreue Anhänger der alten Kirche gegeben habe, einen Haufen trauriger und gedrückter Kryptokatholiken, die trotz aller Mahnungen der Sendboten der Gesellschaft Jesu Leben und Vermögen nicht aufs Spiel setzen wollten, und eine nach Millionen zählende Masse von verlognen, heuchelnden Regern, unter ihnen aber zahlreiche blutdürstige und mit allen Mitteln nach der Gunst der Königin trachtende „Puritaner“ (von denen der Verfasser gar nicht zu wissen scheint, daß Elisabeth sie ebenso kleinlich plagte und beinahe so hart verfolgte als die päpstlich Gesinnten). Wer sich verdeutlichen will, wie sich die gleiche Zeit und die gleichen Ereignisse verschieden in zwei Köpfen, zwei Phantasien spiegeln können, der müßte nach einander Ringsleys Westward Ho! und Spillmanns „Wunderblume von Wogindon“ lesen, womit übrigens nicht gesagt sein soll, daß der poetische Wert des Spillmannschen Romans auch nur entfernt dem Ringsleyschen gleichkomme. Die Geschichtsauffassung Spillmanns muß notwendig seine Darstellung auch der nicht historischen Dinge empfindlich beeinträchtigen. Keinem wirklichen

*) Ein Neues — soll das deutsch sein?

Dichter auf protestantischer Seite würde es einfallen, in jedem englischen Katholiken jener Zeit einen schurkischen Fanatiker zu sehen, keinem innere Überwindung kosten, die tiefe und echte Frömmigkeit der religiösen Dichtungen des Jesuiten Robert Southwell, der als Märtyrer für sein Bekenntnis unter Königin Elisabeth hingerichtet wurde, zu empfinden und anerkennend darzustellen. In dem Roman Spillmanns ist von dieser freien Anschauung des Dichters nicht das geringste zu spüren, eine enge, gehässige Tendenz, die die vergangenen Dinge im Lichte augenblicklicher Parteibedürfnisse sieht, distirt die Erfindung und die Charakteristik. Es ist das um so mehr zu beklagen, als in der Anordnung und Ausführung der Einzelheiten mehr wirkliches Talent und vor allem feinerer Geschmack zu Tage tritt, als sich z. B. in den historischen Romanen des vielgenannten Konrad von Volanden zeigt. Aber in dem Hauptpunkt, in der befangen tendenziösen und gehässigen Auffassung der geschichtlichen Entwicklung seit drei Jahrhunderten ist Spillmann eines Sinnes mit dem Verherrlicher der Bartholomäusnacht und dem gehässigsten Lasterer Luthers.

In die Zeit des frühen Mittelalters, gegen das Ende des ersten Jahrtausends führt der kleine historische Roman: Der Mönch vom Aventin von Ernst Eckstein (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, 1894). Auch hier handelt es sich um Aufzeichnungen, die Bernardus, der Mönch des Klosters Sancti Stephan auf dem aventinischen Berge zu Rom, niederschreibt. Seit fünf Jahren ist er in seiner Zelle eingekerkert, weil er in leidenschaftlicher Begeisterung für die altrömische Herrlichkeit und in glühender Liebe für seine schöne Schülerin Julia Colonna an dem Aufstande teilgenommen hat, der den Scaurus Turini zum Princeps und Senator der befreiten Römer erhob. Das große Unternehmen ist schmählich gescheitert, Bruder Bernardus ist als der einzige traurig Dahinlebende seiner Urheber übrig geblieben. Er sieht erst jetzt, nachdem das Unternehmen gescheitert ist, wie weit es über die Kräfte und das Vermögen der verkümmerten Römer seiner Zeit hinausging, und wie das heraufbeschworne Unheil und das tragische Ende der edeln Julia Colonna von vornherein fast unvermeidlich gewesen ist. Motive und Charaktere des Romans sind weder neu, noch sprechen sie mit subjektiver Tiefe und Wärme zu uns, doch verrät sich in den Einzelheiten die sichere Hand eines gebildeten Künstlers; die innere Entwicklung des Vorgangs zeigt keine Sprünge und Lücken, und über dem Ganzen liegt der Hauch wehmütiger Stimmung, den die Trümmer des Altertums in Rom noch heute erwecken und in den dunkeln Jahrhunderten, wo beinahe die ganze ewige Stadt eine ungeheure Trümmerstätte war, noch viel mehr erweckt haben müssen.

Eine historische Erzählung aus den Kämpfen der heidnischen Sachsen um Heimat und Glauben giebt Heinrich Löbner in dem Roman Winter-
sonnenwende (Berlin, Herm. F. Meidinger). Es ist begreiflich, daß jede Darstellung dieser Art von dem Ton der alten epischen Lieder beeinflusst

wird, der noch in den Stabreimen des Heliand nachklingt und mehr oder minder in jede Darstellung aus so grauer Vorzeit hereinklingt und ihr ein stark archaisches Gepräge giebt. Aber obwohl die Erzählung dieses Gepräges trägt und sich stellenweise zu einem dichterischen Ton erhebt, der mit dem Grundton der Erzählung nicht immer in Einklang bleibt, verdient sie doch Beachtung. Der Dichter schildert mit lebendiger Anschauung und mit einem rasch vorwärtsdrängenden, stellenweise beschwingten Vortrag den letzten sächsischen Aufstand gegen Karl den Großen und sein fränkisches Weltreich. Der eigentliche Held der Erzählung ist der sächsische Edle Brun, der letzte große Kämpfer für die altgermanische Freiheit der Heimat und die alten Götter, eine tragische Gestalt nicht nur dadurch, daß von vornherein sein geliebtes Weib Hathburg den Christenglauben wirklich in sich aufgenommen hat und unzerstörbar in der Seele trägt, sondern vor allem dadurch, daß er selbst an die alten Heidengötter, für die er ficht, und für die er sein Volk zum Kampfe ruft, nicht mehr glaubt. „Es war nicht um Treue, daß(!) ich von Sünde zu Sünde kam,“ ruft er gegen das Ende mit bitterer Selbsterkenntnis aus. „Tot waren mir die Götter, ich aber wollte es nicht wissen. So habe ich gefrevelt ohne Not und muß nun der Wonne darben.(!)“ Eine Folge ergreifender Szenen und die elegische Mitempfindung des Dichters für die dargestellten Geschehnisse zeichnen den Roman vor manchen geschickter komponierten, reifern Werken aus. Die Stimmung des Sonnenniedergangs und der hereinbrechenden Nacht schwebt von vornherein über dem ganzen Thun Bruns und seiner Genossen, und doch steht der Dichter auf Seiten derer, die nicht siegen können, die erliegen müssen, und ohne ungerecht gegen die andern zu werden — der christliche Sachsenpriester Volfram tritt dem trotzigem Brun ebenbürtig gegenüber — begleitet er die letzte Erhebung, die letzten Kämpfe der Sachsen mit so lebendigem Anteil, als wäre er selbst einer der Männer, die das alles vor zwölfhundert Jahren durchlebt haben. Das ist ja ein großes Lob. Dennoch möchten wir dem jungen Verfasser raten, ein andermal zu einem Stoff zu greifen, der uns näher liegt, der aus der Fülle eignen Erlebens und unmittelbarer Anschauung der Dinge heraus belebt und gestaltet werden kann. Wir schlagen die lebendige Nachempfindung der historischen Überlieferung nicht so gering an, wie es die naturalistisch angehauchte Kritik thut. Daß auch aus ihr in Verbindung mit der ursprünglichen Naturempfindung eines poetischen Talents poetische Wirkung hervorgehen kann, zeigen die frischesten Teile der Löbnerschen Erzählung. Aber die Notwendigkeit, sich durchaus in vergangene Stimmung und verklungenen Ton zurückzusetzen, was in diesem Falle nur mit Hilfe guter Studien über altdeutsches, altsächsisches Wesen möglich ist, beraubt den Dichter der Freiheit der Schilderung und verführt ihn, auch da mit einem gewissen lyrischen Volkston zu wirken, wo die schlichtesten und knappsten Worte am Platze wären. Da doch

einmal erzählt aber nicht gesungen werden soll, so werden wir gut thun, Stoffe, wie den der „Wintersonnenwende,“ der epischen Dichtung in Versen oder noch besser dem „musikalischen Drama“ und der Kantate zu überlassen. Man spürt förmlich, wie der Verfasser seine Darstellung mühsam in den Schranken der Prosaerzählung gehalten hat, wie es ihn förmlich gedrängt hat, sich aus ihnen und über sie zu erheben. Das poetische Talent des Dichters bezweifeln wir nicht, das echt epische wird er erst in künftigen Arbeiten bewähren müssen.

Freilich, welch ein eigentümliches und selbständiges Gebilde er immerhin auf den Markt gebracht hat, das lehrt jeder Vergleich mit den historischen Erzählungen, die von rechts und links dargeboten werden. Ein geringer Ruhm wäre es, über so bodenlose Albernheiten und so triviales Geschwätz hinauszuragen, wie sie die historischen Novellen von Friederike Kempner: Roger Bacon, Nettelbeck und Miß Maria Brown (Stuttgart, Karl Malcomes Verlagsbuchhandlung, 1893) aufweisen. Wenn man wörtlich folgendes liest: „Ottokar, König von Böhmen und Österreich, Herzog von Kärnten, Steyer und Krain, Markgraf von Mähren, Herr auf der Windischen Mark u. s. w., war ein Mann großen Geistes und herrlicher Eigenschaften. Seine Unerschrockenheit im Moment der Gefahr, seine Tapferkeit und Überlegenheit des Geistes stempelten ihn zu einem Helden auf dem Schlachtfelde. In Zeiten der Ruhe und des Friedens aber wich infolge der Eigentümlichkeiten seines Charakters seine Selbstbeherrschung von ihm, und er wurde der Sklave seiner Leidenschaften, seines Ehrgeizes und seiner Herrschsucht,“ so könnte man auf den Glauben kommen, es handle sich um eine wohlfeile Parodie jener plattnüchternen Erzählungsweise, die ihrer Unfähigkeit mit einigen historischen Lesebrüchten aufzuhelfen will. Doch merkt man nur zu bald, daß die Geschichten der Frau oder Fräulein Kempner ganz ernsthaft gemeint sind, obwohl ihre Trauer-, Schauer- und Liebesromantik schwerlich bei irgend welchem Leser etwas anderes als Lächeln erwecken wird. Anspruchsvoller als diese halbkomischen aber im Grunde harmlosen Trivialitäten, geberden-sich die in der Sammlung Liebeskämpfe von Hermann Friedrichs (zweite Auflage, Zürich, Verlagsmagazin, 1894) vereinigten Erzählungen, von denen wenigstens die mittlere und größte „Das Mädchen von Antiochia“ zu den historischen Novellen zählt. Sie stellt eine Episode aus der Geschichte des ersten Kreuzzugs, die Auslieferung der Stadt Antiochien an Boëmund von Tarent im Jahre 1098, die hierauf folgende Einschließung des Kreuzheeres in der syrischen Stadt und die Befreiungsschlacht in Verbindung mit einer nicht sonderlich vertieften Liebesgeschichte dar. Die schöne Aura, die sich dem Fürsten von Tarent ergeben und ihm zum Besitz ihrer Vaterstadt verholfen hat, findet in den Kämpfen, die dem Streit um die heilige Lanze folgen, ihren tragischen Untergang. Peter von Amiens, der Einfiedler, der selbst durch einen Betrug die Kreuzfahrer getäuscht hat, läßt die unglückliche Aura blutig geißeln und will sie in die Flammen eines Feuers

treiben, das als Gottesurteil gelten soll. Im letzten Augenblick wird Aura befreit, und ihr Peiniger selbst dem Scheiterhaufen überantwortet. Aura aber, der die erlittne Schmach und das Drohen eines so grausamen Todes das Herz gebrochen hat, vercheidet wenige Stunden später in den Armen ihres Geliebten. Warum der Verfasser den Provenzalen Peter Bartholomäus, dem der heilige Andreas im Traum die Lanze gezeigt hat, mit der ein römischer Kriegsknecht den Heiland in die Seite gestoßen hatte, und der an den Folgen des Gottesgerichts über die Echtheit oder Unechtheit der Lanze starb, in Peter den Einsiedler von Amiens verwandelt, ist nicht recht einzusehen; übrigens kommt nicht viel darauf an, die Liebesgeschichte der schönen Aura und des Fürsten Bohemund entbehrt des lodernden Kolorits, das zu ihrem Hintergrund gehört, und das in den Erzählungen und Liedern vom ersten großen Kreuzzug fortleuchtet. Auch die beiden andern Novellen, namentlich die widerwärtige „Das Kreuz der Liebe,“ in der die Heldin Maria in rasender Brunst den abtrünnig gewordenen Geliebten, als er ihr die Umarmung verweigert, von der Höhe eines Felsens hinabstürzt und nachher unter der Wucht eines Kreuzes stirbt, das sie aus dem Thale zu dieser Höhe zurückträgt, entbehren jedes edlern Reizes, und so läuft die stärkere Wirkung dieser Erzählungen nicht auf ihren poetischen Inhalt, sondern auf starkgeistige Offenbarungen vom Kaliber der folgenden hinaus. „Der Mittelweg, den sie so ging, würde ihren Geist in unsern Tagen des Fortschritts mit innerer Notwendigkeit zu der Erkenntnis geführt haben, daß der Glauben eine leere Tonne sei, welche die Wissenschaft im Vorwärtsschreiten so lange vor sich herrollt, bis sie auseinanderfällt — und daß die Forderung, der Glauben soll da anfangen, wo die Wissenschaft aufhört, eine unsinnige sei, weil die Wissenschaft ununterbrochen vorwärts schreitet.“ Dergleichen wird in eine Liebesnovelle eingeschaltet und — gesperrt gedruckt!

Sehr viel inhaltreicher, stimmungsvoller und reich an feinen Einzelheiten zeigen sich die Wartburgnovellen von Franz Lechleitner (Wolfenbüttel, Julius Zwißler). Von den drei Novellen „Die blonde Göttin,“ „Der Mönch vom Methysstein“ und „Herrn Wolframs schlimme Tage“ geben wir der letzten den Vorzug. Alle aber, obwohl sie von der neuesten Stilunart nicht frei sind, lauter kurze Sätze, meist ohne jede Gruppierung zu einer Periode, einem Bilde, einer Gedankenreihe hinter einander zu stellen und jede Seite mit einem halben Duzend bis zu einem Duzend Absätzen zu verzieren, enthalten einen poetischen Kern und zaubern ein Stück Vergangenheit der Wartburg und der grünen Waldböcher ihres Bereichs vor die Erinnerung. Wie sich diese bescheidenen, aber fein ausgeführten Gebilde in dem Getümmel des Marktes Geltung verschaffen sollen, ist schwer zu sagen; der Verfasser hat sie hoffentlich mehr zu seiner eignen Freude geschrieben.

Vergleichen wir die Zahl der historischen Romane mit der Zahl derer,

die modernes Leben, jüngstes, allerjüngstes Leben behandeln, so läßt sich eine entschiedne Abnahme ihrer Zahl feststellen. Das wäre nun ja an sich höchst erfreulich, wenn sich die übrigbleibenden Leistungen dieser Gattung als um so lebenskräftiger, künstlerisch wertvoller erwiesen. Da dies nicht der Fall ist, so können wir die Liebhaber des historischen Romans nur damit trösten, daß es ganze Reihen guter älterer Schöpfungen giebt, die man freilich suchen muß, weil sie eben nicht von heute und gestern sind, und weil wir es beinahe so weit gebracht haben, daß eine gewisse Art von moderner Bildung sich schämt, auch das beste Buch zur Hand zu nehmen, wenn es nicht frisch vom Markte kommt.



Der Kanzlerwechsel



er Sturz des Grafen Caprivi — denn ein solcher ist es offenbar — hat alle Welt überrascht. Am Anfang der Woche hatte er noch über seinen entschiedensten Gegner gesiegt, und noch vor ihrem Ende war er außer Amt. Wir können daher nicht glauben, daß die Frage, wie man den „Umsturzparteien“ entgegenzutreten müsse, seine Entlassung herbeigeführt hat, und halten daher auch die Befürchtung, es könne auf seinen Rücktritt eine sogenannte reaktionäre Wendung folgen, nicht für begründet. Stünde eine solche bevor, so würde er seinen Abschied, den er, wie es heißt, schon nachgesucht hatte, bereits am Dienstag erhalten haben. Auch Fürst Bismarck ist nicht wegen der sozialen Frage gefallen, obwohl diese den letzten Anstoß gegeben hat, sondern aus andern, tiefern Gründen, auf die hier weiter nicht einzugehen ist. Solche liegen offenbar auch hier vor, nur daß sie ganz andrer Art sind als bei Fürst Bismarck. Graf Caprivi hat seine Erfolge und seine Verdienste gehabt. Er hat, was wenigstens in vieler Augen ein Verdienst ist, die Handelsverträge durchgesetzt und die Heeresreorganisation gedeckt; er hat — und das ist vielleicht das beste — trotz aller Angstsurse der bürgerlichen Parteien auf jede Gewaltmaßregel gegen die Sozialdemokratie verzichtet und, statt durch neue Zwangsgesetze aus ihren Führern Märtyrer zu machen, die Bewegung sich selbst überlassen, ohne daß sie dadurch irgendwie gefährlicher geworden wäre. Aber ein großer Staatsmann ist er nicht gewesen. Er hat weder den Pulsschlag der Nation recht gefühlt, noch hat er jemals eine Spur von nationalem Schwunge verraten; er trat für nationale Dinge immer nur mit der Wärme ein, die ihm sein Amt zur Pflicht machte, und er konnte zuweilen wohl heftig werden, aber er wurde niemals warm und